

Gute Nachbarn, schlechte Zeiten

Für meinen Vater

Mimi Schwartz

Gute Nachbarn, schlechte Zeiten

Nachhall auf das Dorf meines Vaters
in Deutschland

*Aus dem Englischen übersetzt von Cornelia Stoll
Mit einem Nachwort von Joachim Schlör*

HENTRICH
& HENTRICH

INHALT

Vorwort der Autorin — 9

Teil eins: Zuhause so nah — 13

Kapitel 1 — 13

Auf dem Laufband in die Vergangenheit

Kapitel 2 — 21

Eine anonyme Übersetzung

Kapitel 3 — 32

Am Nachmittag

Kapitel 4 — 40

Kaffeeklatsch

Kapitel 5 — 52

Joie de vivre

Kapitel 6 — 66

Vier Geschichten über die Thora

Kapitel 7 — 78

Im drehenden Raum

Teil zwei: Über den Ozean so weit — 93

Kapitel 8 — 93

Im vertraulichen Gespräch

Kapitel 9 — 117

Ein wenig Respekt, bitte

Kapitel 10 — 126

Der gute Regenmantel

Kapitel 11 — 137

Hedwig, Fritz und „Schtumperle“

Kapitel 12 — 147

Die zweite Generation

Teil drei: Hin und zurück — 165

Kapitel 13 — 165

Willy aus Baltimore

Kapitel 14 — 179

Fünf Kilometer weiter

Kapitel 15 — 194

Ein Haus voll Antiquitäten

Kapitel 16 — 207

Vertauschte Wahrheit

Kapitel 17 — 209

Was Willys Nachbarin erzählt

Kapitel 18 — 213

Das rote Album

Kapitel 19 — 228

Anfang und Ende einer Legende

Kapitel 20 — 239

Am Grab meines Vaters

Teil vier: Schlusspunkte — 249

Kapitel 21 — 249

Die andere Miriam

Kapitel 22 — 258

Drei kleine Mädchen

Kapitel 23 — 274

Ja oder nein?

Kapitel 24 — 284

Die Feier

Zum Schluss — 301

Die Gespräche gehen weiter ...

Nachwort — 315

Wo ist Rexingen? Ein Buch wird zur Erinnerungsbrücke — 315

Danksagung der Autorin — 325

Quellennachweise — 329

Es gibt den Ort, der schon existierte, bevor du ihn
beträttest, verborgen in den Geheimnissen und
der Vielfalt der Geschichte. Und es gibt den Ort,
den du in der Gegenwart erlebst.

Eavan Boland

Zum Leidwesen der Historiker ist die überwiegende Mehrheit
der Menschen in der Vergangenheit untergetaucht, ohne
eine Spur ihrer Existenz zu hinterlassen. Was bleibt, ist nicht
mehr als ein winziges Fragment menschlicher Erfahrung,
auch wenn die Bestandteile dieses Fragments so viele
Archivboxen füllen könnten, dass man selbst dann nicht,
wenn man jahrhundertlang darin lesen würde, eine statistisch
signifikante Stichprobe erarbeiten könnte.

Robert Darnton

Vorwort der Autorin

Dies ist ein Buch der kleinen Geschichten, für die die Geschichtsschreibung, die die Vergangenheit in groben Zügen darstellt, keine Zeit hat. Es sind diese Geschichten, die, wie ich feststellte, oft zu den wirklich großen Geschichten über Gut, Böse, Wahrheit, Mut, Loyalität, Anstand und Verleugnung führen – und mir in meinem Fall dabei halfen, die Wahrheiten, die ich herausfand, von den „offizielleren“ Wahrheiten einer Welt zu unterscheiden, die ich geerbt, aber nie aus erster Hand kennengelernt habe.

Diese Welt ist Rexingen, ein kleines Dorf im Südwesten Deutschlands, sechzig Kilometer von Stuttgart entfernt, wo Christen und Juden zusammenlebten. Einige Geschichten hörte ich als Kind in Queens, New York – erzählt von einem Vater, der 1898 geboren wurde und sich an eine Kindheit vor Hitler erinnerte, „in der alle miteinander auskamen“. Andere Geschichten kamen später hinzu, und eine, von der ich in meinen mittleren Lebensjahren erfuhr und die ebenfalls von anständigen christlichen Nachbarn handelte – aber dieses Mal während der Nazi-Herrschaft –, führte mich zu einer zwölfjährigen Spurensuche auf drei Kontinenten. Inzwischen waren die 1990er Jahre angebrochen und mein Vater war gestorben, genau wie die übrigen Verwandten von seiner Seite der Familie. Diese neuen Geschichten stammten deshalb hauptsächlich von Dorfbewohnern, die ich noch nie zuvor getroffen hatte: sowohl von Juden, die vor den Nazis geflohen waren, als auch von ihren christlichen

Nachbarn, die noch heute im Dorf leben. Alle empfingen mich in ihren Küchen und Wohnzimmern als „die Tochter von Artur Löwengart“, einer Familie, an die sie sich gut erinnerten. Sie bewirteten mich mit Kuchen aus meiner Kindheit, vor allem mit Linzertorte, meiner Lieblingstorte, und öffneten mit unerwarteter Großzügigkeit die Alben ihres Lebens.

„Sei nicht so leichtgläubig“, warnten Holocaust-Wissenschaftler an meiner Hochschule, der Stockton University, an der ich 25 Jahre lang als Professorin für Kreatives Schreiben lehrte. „Vertraue den Dokumenten, nicht dem, was die Leute dir erzählen! Menschen sind unzuverlässig und widersprechen sich!“ Aber der Geschichtenerzählerin in mir, die keine Historikerin ist, gefiel, wie die Erinnerung einer Person die einer anderen anstieß und die moralischen Gewissheiten eines schnellen Urteils trübte. Es gefiel mir, wie immer wieder dieselben Bilder auftauchten – das weiße Kreuz, das schwarze Hakenkreuz, die brennende Synagoge, die frisch gebackenen Berches, die Linzertorte –, ganz gleich, wer gerade sprach. Und wie die vielen verschiedenen Blickwinkel in ihrer Gesamtheit das Dorf meines Vaters für mich real werden ließen: eine Mischung aus Fakten, Mythen und Erinnerungen, die ich zumindest teilweise nachvollziehen konnte.

Die Menschen, die ich getroffen habe, die Geschichten, die sie erzählten, die Informationen über das Dorfleben und seine Geschichte waren so wahr, wie ich sie erzählt bekam. Sie sind das, woran sich jeder erinnert oder was er erzählt bekommen hat (die Fakten variieren je nach Erzähler, wie Sie sehen werden). Ich habe nichts erfunden, um die Geschichte besser klingen zu lassen. Ich habe mir Namen und Erkennungsmerkmale von Personen ausgedacht, um die Privatsphäre von Menschen zu schützen, die weder berühmt noch berüchtigt sind. Einige Dorfbewohner forderten mich auf, ihren richtigen Namen zu verwenden. Ich erwog es, merkte aber dann, dass sie mein Buch für eine reine Aufzählung des Wer, Was, Wann und Wo ihres Lebens hielten.

Was die meisten nicht verstanden, auch wenn ich es noch so oft erklärte, war, dass ich in meinem Buch ihre Persönlichkeiten zum Leben erwecken wollte, damit die Leser sie so kennenlernen konnten wie ich

und erfahren konnten, wie sie sich selbst in ihren Erinnerungen sahen, wer sie jetzt sind und wie sie mit dem Konflikt zwischen ihrem alten und ihrem neuen Ich umgehen.

In diesem Buch begegnen Sie Bauern, Handwerkern, Fabrikarbeitern, Managern, Lehrern und Beamten, die eine gemeinsame dörfliche Vergangenheit haben, die es so heute nicht mehr gibt. Viele sind Alteingesessene (katholisch und jüdisch), einige wenige sind neu Hinzugezogene (protestantisch und muslimisch). Einige sind gut ausgebildet, viele haben nur acht Jahre lang die Volksschule im Dorf besucht. Es gibt einen Juden, der mehrere Konzentrationslager überlebt hat, einen Lehrer mit einem Nazi-Vater und -Großvater, eine jüdische Tochter, die nach Amerika geflohen war, aber ihre Mutter nicht retten konnte, einen katholischen jungen Mann, der in Hitlers Armee war und nun seinen Ruhestand mit der Erforschung der lokalen jüdischen Geschichte verbringt. Und viele andere, Menschen, die weder Helden noch Schurken sind, deren Geschichten es mir ermöglichten, in die vergangene Welt meines Vaters einzutauchen und dort eine Weile mit Ihnen, meinen Lesern, umherzugehen, als wäre es unsere Welt.

In diesem Buch lernen Sie auch Max Sayer und seine Familie aus Südaustralien kennen. Er ist der kleine Junge in Lederhosen vom Buchumschlag. Der 89-jährige Max trat zehn Jahre nach der amerikanischen Veröffentlichung meiner Rexingen-Geschichten im Jahr 2008 in mein Leben. Er schrieb mir, um mir zu danken, dass ich Erinnerungen bei ihm geweckt hatte, und nach einem regen Austausch schickte mir sein Sohn per E-Mail die Memoiren seines Vaters über das Aufwachsen als katholisches Kind in Rexingen während der Hitlerjahre. Er hatte sie über viele Jahre hinweg für seine australische Familie niedergeschrieben. Max war im Jahr 1951 wegen der Arbeit nach Australien gegangen, hatte sich verliebt, geheiratet, Kinder bekommen und war geblieben. Als ich seine Memoiren las, hörte ich seine Geschichten wie in einem Dialog mit meinen eigenen. Sie sprachen wie aus einem anderen Fenster der Vergangenheit: Sie bestätigten, klärten und stellten auch in Frage, was ich zu wissen glaubte. Die Geschichten, die am lautesten zu mir sprachen, sind nun in neunzehn Abschnitten in diesem Buch enthalten. Sie

sind der Grund, warum ich mich entschloss, die Geschichte von Rexingen noch einmal aufzugreifen und erneut zu erkunden, was es bedeutet, ein Nachbar zu sein, vor allem in einer Zeit der neu aufflammenden Ideologie des Hasses.

Es stellte sich heraus, dass Max' katholische Familie nur fünf Häuser entfernt von dem Ende des 19. Jahrhunderts gebauten Haus meines jüdischen Großvaters gewohnt hatte. Die Sayers waren wenige Monate, nachdem mein Onkel Julius, der Letzte der Familie Löwengart, 1937 aus Deutschland geflohen war, dort eingezogen. Die beiden Familien sind sich also nie persönlich begegnet. Aber achtzig Jahre später, über Ozeane und Zeiten hinweg, wurden wir „virtuelle“ Nachbarn, tauschten neue Geschichten, alte Fotos und Dokumente aus und stellten einander Fragen, von denen viele durchaus schwierig waren. Je mehr wir zusammenarbeiteten, desto mehr Vertrauen bauten wir auf und desto besser verstanden wir die schwierige gemeinsame Dorfgeschichte, ohne Schuld zuweisen oder vergeben zu müssen.

Mimi Schwartz

16. Dezember 2024